

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in
Peru

03. März bis 23. April 2004

Im Land der Kinder

Reproduktive Gesundheits- und AIDS-Vorsorge bei Jugendlichen in Peru

Von Dorothea Scholz

Peru vom 03.03. – 23.04.2004



Inhalt

1. Zur Person	608
2. Lima/ Callao	608
2.1 Kinder als Mütter	608
2.2 Zwanzig Quadratmeter Entwicklungshilfe	609
2.3 Oben und unten	612
2.4 Der Gesundheitsposten in Santa Rosa de Pachacútec	614
2.5 Leuchtendes Ancón	616
2.6 Amigos de la Calle	616
3. Pucallpa	618
3.1 Eine Stadt wie ein Hafen	618
3.2 Jugendarbeit in Pucallpa	620
3.3 Unterwegs mit Wilson	622
3.4 Am Fluss aus Milchkafee	626
4. Huánuco	628
4.1 Das Kreuz mit dem Wechsel	628
4.2 Situation an der Schule	630
4.3 Die Kinder im Markt von Huánuco	631
5. Puno	632
5.1 Traditionen der Anden	632
5.2 Die Händlerkinder von Juliaca	633
5.3 Menschenrecht Gesundheit	636
6. Zurück in Lima	640

1. Zur Person

Dorothea Scholz, geboren am 11.06.1972 in Schorndorf. Freie Mitarbeit bei den Schorndorfer Nachrichten. 1991-2002 Studium der Theater-, Film und Fernsehwissenschaft, Politikwissenschaft und Ethnologie in Köln und Salamanca, Spanien. Daneben Arbeit als freie Print- und Online-Autorin u.a. für die Westdeutsche Allgemeine Zeitung und das jetzt-Magazin in den Bereichen Jugend, Film, Wirtschaft, Beruf, Bunt. 2002 Redakteurin beim Online-Wirtschaftsdienst German Hot 100, Verlagsgruppe Handelsblatt in Köln. Anschließend Halbjahrespraktikum bei der Kölner Filmproduktion Migra, Mitarbeit an verschiedenen Reportagen für ARD, WDR. 2003/4 Volontariat beim Südwestrundfunk. Seit Februar 2005: Feste freie Redakteurin beim SWR Studio Mannheim, Radio und Fernsehen.

2. Lima/ Callao

2.1 Kinder als Mütter

Das Leben beginnt mitten in Lima. Es ist zweieinhalb Kilo schwer, ein Bündel mit schwarz glänzendem Haar auf einem frisch bezogenen Bett. Ariana Leysi Chara hat ihren Körper als schützenden Halbmond um das Neugeborene gelegt. Um die Augen die Schatten der Erschöpfung, in ihrem Blick Glückseligkeit. Endlich ist sie Mutter. Kein Mädchen mehr, kein Teenager, den sie herumschubsen können. Mutter, mit einer eigenen Familie. „Vielleicht heiratet mich mein Freund“, sagt die 16-Jährige. „Durch das Kind wird vieles besser.“

Zumindest jetzt ist vieles gut. Hier in der Maternidad de Lima, dem Geburtskrankenhaus der 5-Millionen-Stadt, flutet Licht ins Zimmer. Im Innenhof des blauweißen Kolonialbaus stehen Palmen und Blumen in saftigem Grün – ein seltener Anblick für Leysi und die meisten Mädchen hier in der Abteilung, die das Krankenhaus extra nur für jugendliche Schwangere reserviert hat. Risikoschwangere, weil ihre Körper oft noch zu jung sind, um zu gebären.

Wie die in dem Zimmer, vor dem eine Madonna steht und Limas schwarzer Heiliger, San Juan de Porri. Außer Psychologen, Hebammen und Ärzten darf es niemand betreten. „Die 13- und 14-Jährigen sind meistens Opfer von Vergewaltigung,“ sagt Dr. Nélide Pinto, die Leiterin der Station. „Abtreibung ist bei uns nicht erlaubt, auch nicht in solchen Fällen.“

Die Mädchenmütter kommen aus Stadtteilen wie San Juan de Lurigancho, das am Rande Limas einen „Cerro“ hinaufwuchert, einen der Voranden-

Hügel, die die Stadt nach Nordosten hin begrenzen. Jeden Tag kommen mehr Menschen hinzu, ziehen hierher aus dem ganzen Land. Vater, Mutter, Kinder, Onkel und Tanten wohnen auf wenigen Quadratmetern zusammen, bestenfalls in halbfertigen Wohnungen, die meist Strom, seltener aber Wasser und Fenster haben. Eine feste Arbeit hat hier kaum einer, und der Wüstenstaub legt sich graubraun auf Häuser, Wege und Menschen.

Wer in der Maternidad sein Kind zur Welt bringt, kriegt ein duftendes, gestärktes, blauviolett Nachthemd mit weißen Blümchen drauf und ein eigenes Bett. Er bekommt jeden Tag drei Mahlzeiten. Doch dieser kleine Luxus ist nicht der Grund dafür, dass die 47 Betten ständig belegt sind. „Wir könnten die Station schon wieder erweitern“, sagt Dr. Pinto, „es gibt immer mehr schwangere Jugendliche.“ Jugendliche, die in Peru keine Jugend haben.

2.2 Zwanzig Quadratmeter Entwicklungshilfe

Ein 20-Quadratmeter-Kabuff aus dunkelbraunem Furnierholz auf der dritten Etage des peruanischen Gesundheitsministeriums. So an den Rand einer Bürohalle gedrängt, schlecht durchlüftet und schwach beleuchtet, wirkt das Büro der GTZ mehr geduldet als erwünscht.

Das täuscht, findet Dr. Guillermo Diller, der Leiter des Projekts „Integrale Jugendgesundheit und HIV/Aids-Prävention“. „Wir sind die einzige Organisation, die hier drinnen einen Platz hat.“

Ganz nah am Ministerium zu sein, dabei aber Eigenständigkeit zu bewahren – das gehört zum Konzept der deutschen „Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit“, GTZ. Die Mitarbeiter des Projekts arbeiten seit 2000 im Auftrag der deutschen Bundesregierung. Sie beraten das peruanische Gesundheitsministerium. Nicht Geld fließt, sondern Know-how wird vermittelt – darüber, wie man einige der großen Gesundheitsprobleme in den Griff bekommt, unter denen Jugendliche in Peru leiden.

Im Vergleich zu anderen lateinamerikanischen Ländern werden in Peru besonders viele Mädchen unter 18 Jahren schwanger: 13 Prozent der Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren sind oder werden Mütter. 15 Prozent derer, die während der Schwangerschaft oder Geburt sterben, sind Jugendliche.

Auch die HIV-Infektionsrate ist relativ hoch. 2002 waren dem Gesundheitsministerium 13.257 AIDS-Infizierte bekannt – 88,10 Prozent hatten sich beim Geschlechtsverkehr infiziert. 50 Prozent der Betroffenen sind unter 31 Jahre alt. Daraus schließt man, dass der Großteil sich im Laufe seiner Jugend mit dem Erreger infiziert hat. Die Ansteckungsrate

unter Jugendlichen hat sich zwischen 1993 und 1997 verdoppelt, und die Erstinfizierten werden immer jünger.

Hinter diesen Zahlen stecken Probleme von enormer Tragweite. Denn Peru hat eine ausgesprochen junge Bevölkerung: Gut ein Fünftel der 25 Millionen Peruaner ist zwischen 10 und 19 Jahren alt.

Je mehr sich diese Entwicklungen im Gesundheitsbereich fortsetzen, desto mehr tragen sie auch zum Wachstum der Armut bei. In einem Land, in dem nach UNO-Angaben schon jetzt über die Hälfte der Bevölkerung in Armut lebt und davon fast die Hälfte in extremer Armut, sind das Besorgnis erregende Tendenzen.

Denn wer mit 14 oder 16 schwanger wird, der hört oft mit der Schule auf, um sich um sein Kind zu kümmern. Oder er muss sich, als junger Vater, mit einfachen Tagelöhnerjobs oder als fliegender Händler um den Unterhalt der Familie kümmern. Später wieder in die Secundaria, die Oberschule, einzusteigen, schafft kaum einer. Ein fehlender Schulabschluss ist jedoch ein k.o.-Kriterium bei der Suche nach einem Ausbildungs- oder Studienplatz und damit nach einer besser bezahlten Arbeit und einer besseren Zukunft.

Wer sich als Jugendlicher mit HIV infiziert der schafft vielleicht noch den Schulabschluss. Erkrankt er später an Aids, ist das Elend vorprogrammiert: Er kann nicht mehr arbeiten, ist meist nicht sozialversichert, und eine rettende Behandlung mit Retrovirralen ist für die meisten Peruaner unerschwinglich teuer. Um diese Entwicklung aufzuhalten, muss die sexuelle Aufklärung von Jugendlichen verbessert werden: „Die Jugendlichen haben immer früher sexuelle Kontakte“, sagt Dr. Diller, „und häufig fehlt es ihnen an Informationen über Sexualität. Oft haben sie gar keinen Zugang dazu – das ist umso schlimmer, weil falsche Verhaltensweisen in der Jugend geprägt werden.“ Nicht einmal fünf Prozent aller sexuell aktiven peruanischen Jugendlichen verwenden Verhütungsmittel. Die GTZ möchte da gegensteuern. Jugendliche, so das Ziel des Projekts, sollen mehr über Sexualität erfahren und spezielle, auf ihre Bedürfnisse ausgerichtete Gesundheitsdienste in Anspruch nehmen.

Gut zwanzig so genannte „Centros de Desarrollo Juvenil“ (CDJ), „Zentren für jugendliche Entwicklung“, hat die GTZ in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsministerium aufgebaut. Ein CDJ ist eine Art Jugendzentrum mit dem Schwerpunkt auf gesundheitlicher Aufklärung. Ein gemischtes Team aus Psychologen, Ärzten und Geburtshelfern bietet Jugendlichen dort ein Mischangebot aus Freizeitspaß, Gesundheitsseminaren und vertraulicher Behandlung und Beratung.

Hinter diesen Zentren steht ein ganzheitlicher Ansatz: „Man kann die Gesundheit nicht unabhängig von den restlichen Bereichen des Lebens sehen, auch die Sexualität nicht“, erklärt Dr. Diller. Damit weist er darauf-

hin, dass die Arbeit des Projekts ausgesprochen vielfältige Themen mitbehandeln muss: Kinder- und Jugendarbeit, Gewalt in der Familie, sexueller Missbrauch, Beziehungsprobleme, mangelndes Selbstbewusstsein, die Unfähigkeit, bei Konflikten konstruktive Lösungen auszuhandeln sowie die hohe Jugendarbeitslosigkeit.

Zunächst hat die GTZ den Aufbau von CDJ's in vier Pilot-Regionen betreut, die einen Querschnitt durch die kulturelle, soziale und klimatisch-geographische Fülle des Vielvölkerstaates Peru geben:

Etwa eine Stunde entfernt vom Gesundheitsministerium in Lima liegt Callao. Die 2-Millionen-Einwohner-Stadt an der feuchtkühlen Pazifikküste ist der Hafen Limas. Die wenigen Flüsse bringen kaum Wasser aus den Anden mit, und so kriechen die rasch wachsenden Armenviertel Callaos wüstenähnliche Hügellandschaften hoch, über denen der Smog der Petroleumanlagen und Fischfabriken liegt. Die meisten der AIDS-Infizierten leben im Raum Lima und Callao.

Weg von der Pazifikküste ins Landesinnere, findet man eine der ärmsten Regionen des Landes: Die Stadt Huánuco mit ihren 170.000 Bewohnern hat sich an den Osthang der Anden gebettet, unweit großer Anbaugelände der Coca-Pflanze, aus deren Blättern Kokain gewonnen wird.

An Huánuco schließt sich die Amazonas-Region Ucayali an, die an Brasilien grenzt. Die 200.000-Einwohnerstadt Pucallpa ist die Hauptstadt eines der infrastrukturell schwächsten und flächengrößten Bundesstaaten. Die indianische Aymara- und Quechua-Kultur prägt schließlich die kühl temperierte Region von Puno. 100.000 Menschen leben auf 3.800 Metern Höhe am Titicaca-See, der Peru im Süden mit Bolivien verbindet. Hier ist die Armut noch größer als in Huánuco: 78 Prozent von ihnen leben in Armut, davon 46 Prozent in extremer Armut.

„Puno und Ucayali sind zwei völlig unterschiedliche Gesellschaften“, erläutert Dr. Diller. „In den Anden haben wir ein großes Problem mit Alkoholismus und Selbstmord bei Jugendlichen. Die Leute sind schwer zugänglich, im Amazonasurwald sind die Menschen offener, dort sind Aids und Jugendschwangerschaften die großen Themen. Und in Callao kämpfen wir vor allem mit den Folgen der Migration – viel zu viele ziehen hierher, aus allen Teilen des Landes.“

Nachdem die Jugendzentren aufgebaut und einigermaßen etabliert waren, konzentrierte sich die GTZ verstärkt auf die Aidsprävention. Seit 2003 ist das Thema „Networking“ in den Mittelpunkt des Projekts gerückt. Staatliche und nichtstaatliche Angebote sollen miteinander vernetzt werden, damit noch mehr Jugendliche erreicht werden. Mitarbeiter von Nichtregierungsorganisationen, die in den Bereichen HIV/Aids, Jugendliche, Gesundheit und Frauen arbeiten, werden an runden Tischen mit Vertretern der Städte,

Schulen, Kirchen, CDJ's, Jugendorganisationen zusammengeführt. Sie sollen ihr Wissen und ihre Dienste austauschen, damit die Lebenswege der Jugendlichen nicht in Elend und Armut führen.

2.3 Oben und unten

Ventanilla. Das ist der ärmste Bezirk der Hafenstadt Callao. 280.000 Einwohner auf zehn Hügeln mitten in der Wüste.

Die ersten kamen vor fünfzehn, zwanzig Jahren hierher, also noch nicht 80 Prozent der Fabriken geschlossen waren, als es noch 150 Öl verarbeitende Unternehmen gab und nicht 15. Sie leben unten in den Tälern. Haben nach und nach Ziegelsteine gekauft und daraus feste Wände gebaut, mit Fenstern aus Glas, und der Stadtregierung Strom- und Wasseranschlüsse abgetrotzt. Sie sind die Sieger unter den Armen.

Jene die neu hinzukommen krabbeln die Berge hinauf. Jeden Tag mehr. Sie bauen dreimal vier Meter große Verschläge aus Pappe und Schilfrohr. Dort schlafen sie zu fünft, zu zehnt, ganze Familienclans. Sie hoffen, dass es ihnen eines Tages doch noch besser geht als dort, woher sie kommen. Wenigstens so gut wie denen da unten.

Die da unten leben haben ihr Gebiet „Mi Perú“ genannt. Mein Peru. Vielleicht weil ein bekanntes Volkslied so heißt. Vielleicht aber auch, weil hier Peru im Kleinen zusammenkommt. Aymara- und Quetchua-Indianer aus den Anden, Shipibo-Indianer aus Amazonien, spanischstämmige Kreolen aus den Küstenregionen und vor allem: Mestizen aus allen Provinzen des Landes. Ventanilla ist die peruanische „Salad Bowl“.

Wenn „Mi Perú“ das Land im Kleinen ist, dann ist Peru ein Dorf. Denn obwohl die Armut hier vor den Toren Limas, am Rande Callaos, groß ist, „lebst du relativ sicher“, sagt die Soziologin Zilda Cárcamo, als wir in einem Jeep auf einer vierspurigen Straße durch die Sanddünen fahren. Zilda betreut bei dem GTZ-Projekt den Raum Callao. In „Mi Perú“, erklärt sie, gelten die Regeln des Zusammenlebens vom Land. Keine Spur vom ver-ruchten Hafentourismus Callaos, von Spielhöllen, Prostitution und Diskotheken.

Nach Callao und nach Lima fahren die Menschen hier jeden Morgen ein, zwei Stunden lang in überfüllten Minibussen und versuchen irgendetwas auf der Straße zu verkaufen. Abends sind sie froh, zurückzukehren dahin wo die Welt zwar immer weniger, aber doch noch ein bisschen in Ordnung ist. Die soziale Kontrolle ist hoch – noch. Denn sie schwindet, je mehr die Armut um sich greift, sagt Zilda.

Das Gesundheitszentrum von „Mi Perú“ liegt an einem staubigen Platz an einer staubigen Straße, als hellblau getünchtes Herz des Stadtteils. Als wir

ankommen, an einem sonnigen Dienstagmorgen, ist gerade der Garten im Innenhof besprengt worden. Von frisch gegossenen weißen Blüten laufen Wassertropfen ab.

Im Seitenhof des Gebäudes wartet ein kleiner Staatsempfang auf uns. Sandwichhappen werden gereicht, Brause prickelt in Plastikbechern.

Der Leiter der Einrichtung und die Mitarbeiter des angeschlossenen CDJ tragen weiße Kittel, ein paar Jugendliche ihre besten Hüft- und Cargohosen. Sie haben kleine Ansprachen vorbereitet, heißen die „Freunde aus Deutschland“ willkommen. Höflich, verlegen. Die Kids kichern. Jetzt wird „Pancho con Poncho“ vorgeführt – eine Aktion, die sie vor kurzem auf dem Stadtfest gemacht haben. Auch wer den Slang nicht versteht, die Vorführung ist eindeutig: Dem „Pancho“, einem labbrigen Hotdog, wird ein Kondom übergestülpt. Dazu erklären die Jungs und Mädels vom CDJ, wie das funktioniert mit dem Verhüten. Es gibt viele solcher Spiele oder bunter Papptafeln, mit denen die jungen Peruaner eingängig und unterhaltsam aufgeklärt werden sollen. Im CDJ treffen sich jede Woche Gruppen von Jugendlichen in verschiedenen Altersstufen. Dann wird mit den Jugendgesundheitsarbeitern über alle Themen gesprochen, die im weitesten Sinne mit Sex und Gesundheit zu tun haben.

Zu diesen Gruppen kommen vor allem Mädchen. Gesundheit gilt als Frauensache. Die Jugendgruppen des CDJ sollen die Kids stärken und zu Multiplikatoren ausbilden, die anderen ihr Wissen weitergeben – in der Familie, an der Schule, in der Nachbarschaft.

Doch alle interessiert das nicht. Um die Ecke, im Schatten einer Pergola, sitzt mit betretenen Gesichtern ein Dutzend weiblicher Teenager mit dicken Bäuchen. Speziell für jugendliche Schwangere haben die Mitarbeiter des CDJ – Hebammen, Krankenschwestern, Psychologen – eine wöchentliche Sprechstunde eingerichtet. Neben monatlichen Vorsorgeuntersuchungen gibt es psychologische Betreuung.

„Anderswo in Lima werden Jugendliche mit dem zweiten oder dritten Partner schwanger“, erklärt uns Dr. Hugo Adriansen, der staatliche Gesundheitsdirektor der Region Callao. „In ‘Mi Perú’ werden sie es mit dem ersten oder zweiten Mann“, so jung sind die Mütter. Jugendschwangerschaft wird hier von vielen gar nicht als Problem wahrgenommen. „Die Leute denken provinziell.“ Für viele gehört es zur Tradition, dass eine Frau mit 16, 17 ihr erstes Kind bekommt.

„Männer dürfen alles, Frauen müssen Jungfrau bleiben. Außer sie sind Mütter“, spitzt Doris Cáceres, Spezialistin in Sachen Missbrauch und Misshandlung in der Gesundheitsdirektion, das Problem zu. „Unter dieser Doppelmoral leiden die Mädchen.“ Für viele von ihnen ist Schwangerschaft auch ein Weg, um sich zu befreien – sexuell wie sozial. Als Mutter, mit einer eigenen Familie sind sie anerkannt.

2.4 Der Gesundheitsposten in Santa Rosa de Pachacútec

Der Bezirk Santa Rosa de Pachacútec liegt oberhalb von „Mi Perú“. Er zählt zu „denen da oben.“ Über die Erdpisten des Armenviertels trotten Hunde mit blutig gebissenen Ohren und löchrigem Fell. Kaum ein Kind trägt Schuhe. Kleine Jungs spielen Fußball in der Mittagshitze, eine dicke Schicht Dreck auf dünnen Waden. An den Straßenecken muffeln öffentliche Latrinen, denn Wasser fließt hier in keinem Haus. In „Comedores“, öffentlichen Kantinen für die Ärmsten, gibt es eine warme Mahlzeit für einen Sol, 20 Euro-Cent. Doch wieder mal ist die staatliche Reislieferung ausgeblieben. „Heute gibt es nur Suppe,“ klagt der Koch.

Dennoch sagt Deliah vom Gesundheitsposten: „Peru ist ein wundervolles Land.“ Das hat ganz persönliche Gründe. Für die 28-Jährige mit den blondierten Locken ist der peruanische Traum Wirklichkeit geworden, vom Niemand zum Jemand zu werden, indem man nach Lima zieht. Ihre Eltern haben vor knapp 30 Jahren ihre Heimat hinter sich gelassen. Der Vater kam aus San Martin an die Küste, die Mutter aus Ayacucho. In Lima haben sie geschuftet und gerackert, um ihren Kindern eine bessere Bildung zu ermöglichen. „Sie haben mir die Krankenschwester-Ausbildung finanziert,“ sagt Deliah, „und mein Teil war es, mir dann eine pädagogische Zusatzqualifikation zusammenzusparen.“ Das sagt sie feierlich und voller Stolz.

Jeden Morgen pendelt Deliah eineinhalb Stunden im Minibus von Lima nach Santa Rosa und abends wieder zurück. Ihre Bezahlung ist mit 400 Soles unterdurchschnittlich, doch, sagt sie, „ich mache diesen Job ja nicht nur wegen dem Geld.“

Der Gesundheitsposten ist ein schlichtes Gebäude mit einem Sprech-, einem Behandlungs- und zwei Aufenthaltszimmern, zwischen den Armenhütten eines der wenigen Häuser aus Stein in Santa Rosa. Hier bietet Deliah medizinische Erstversorgung für alle im Viertel, die krank oder verletzt sind. Vor allem aber ist sie Ansprechpartnerin für die Jugendlichen der Gegend. Jede Woche gibt sie eine Jugendsprechstunde: Wer mit ihr über Partner- und Familienprobleme sprechen will, der kann das hier anonym tun. Doch die angesprochene Klientel kommt selten. Es gibt Berührungängste.

Aus dem Radio hinter der Pappwand einer Hütte, die auf der anderen Straßenseite des Gesundheitspostens liegt, sprudelt hektisch Cumbia-Musik. Hier lebt Familie Huarhua. Victoria Huarhua, 43 und ihr Sohn José Alonsa, 14, sind zuhause als wir mittags klopfen. Victoria öffnet die Tür und führt uns durch die Wohnung. Die Wände sind aus Pappe, abgerissene Plakate hängen dran. Das Bett steht auf der blanken Erde. Der Herd ist eine Gasflasche, die mitten im Raum steht. Im Hinterhof halten die Huarhuas Riesen-Meerschweinchen – gegrillt sind die „Cuy“ eine Spezialität in Peru,

für die Familie ein kleiner Nebenverdienst. „Nein,“ sagt José, von einer Jugendgruppe oder dem CDJ wisse er gar nichts. Manchmal ist in Callao eine Straße wie eine unsichtbare Grenze, die man nicht überschreitet.

Auch die Kids in der Jugendgruppe, die Deliah leitet, sind eher schüchtern. Gerade haben die zehn Jungs und Mädels ihren Raum frisch gestrichen. Sie sitzen im Kreis, zieren sich, von ihren Familien zu erzählen. Sie sind dankbar, dass sich überhaupt jemand mit ihnen beschäftigt. Denn Freizeitangebote für Kids gibt es in Santa Rosa so gut wie keine. Die Kinder und Jugendlichen sind nach der Schule meist allein zu Hause oder bei Nachbarn. Ihre Eltern stehen morgens um vier Uhr auf, arbeiten im örtlichen Markt oder fahren bis nach Lima. In den Moloch, in dem jeder arbeitet, obwohl es keine Arbeit gibt. Sie verkaufen dies und das, kehren oft erst um elf Uhr nachts heim – mit ein paar Soles in der Hand, die kaum zum Überleben reichen. Für einen Jungen ist diese Jugendgruppe seine Familie. Er hat keinen Vater, keine Mutter mehr. Keine Verwandten, bei denen er schlafen könnte. Morgens geht er zur Schule, nachmittags versucht er sich irgendetwas zusammen zu betteln oder zu arbeiten.

Ein paar Sandhügel weiter unterhalb von Deliahs Arbeitsplatz wird Geschirr gereinigt. Ein paar Mütter haben sich in einer der Hütten zu einem eigenen Comedor für die Kinder zusammengeschlossen, ihre Feuerstelle glüht noch. Ein Zweijähriges stolpert zwischen ihren Beinen umher. Es trägt Brandnarben am ganzen Körper, auch Mund und Augen sind verzerrt. Das Verbrühen durch heißes Wasser oder Essen durch versehentlich umgeworfene Kochtöpfe ist ein häufiger Unfall. Für Hilfe im Krankenhaus fehlt ihnen das Geld. Üble Verwachsungen sind eine der typischen Krankheitserscheinungen der Armen hier, und die feuchtkalte Winterluft drängt die Tuberkulose in die Lungen.

Ein blass farbenes Wahlplakat von 2001 des amtierenden Präsidenten Toledo fällt uns an einer anderen Hauswand auf. Dort treffen wir auf Santiago, einen Müllsammler: Er verdient sein Geld mit dem Verkauf von Plastikflaschen und Dosen. Er habe einmal daran geglaubt, dass sich etwas ändere in Peru, mit Toledo! Schließlich war der einer von ihnen. Alejandro Toledo, erster Präsident indigener Abstammung, studierte in Stanford in den USA Wirtschaft, bevor er als Kandidat der Partei „Perú Posible“ antrat. Das heißt „Peru ist möglich“. „Dass wir hier eines Tages gut leben? Ich glaube es nicht,“ sagt Santiago, „ich glaube es nicht.“ Peru ist möglich.

Dann taucht eine seltsame Erscheinung im schmutzigen Wüstensand auf: ein weiß leuchtender Sonnenschirm kommt näher, darunter ist eine zierliche Frau zu erkennen: eine protestantische Missionarin aus Korea zieht ihre Runden – auf der Suche nach armen Seelen.

Deliahs Optimismus ist ungebrochen. „Komm in zehn Jahren hierher“, sagt sie, „dann wirst du sehen, dass Santa Rosa wie ein Paradies geworden ist: Grün, sauber, einfach wunderbar.“

2.5 Leuchtendes Ancón

Das Paradies ist gar nicht weit. Gleich am Fuß des Berges an dem Santa Rosa, Ventanilla liegt, ist es, als ob der Wind den ganzen Dreck und den Smog fortgeblasen hätte. Die Armut verliert sich im dunstigen Horizont. Ancón ist ein Nachbarort an der Küste. Die Straßen sind asphaltiert, die Wege gepflastert, Kinder betteln im Sonntagskleid um ein Eis. Lachende Familien. Ancón ist Perus schönster und traditionsreichster Badeort, das Nizza der Pazifikküste. Allein hier zu parken kostet zehn Soles. So viel verdient mancher in Ventanilla nicht mal an einem Tag. Einmal die Strandpromenade rauf und runter im Fahrradtaxi: vier Soles. Ein Essen: stolze 18 Soles – 3,50 Euro.

Die Hunde hier sind keine streunenden Köter, sondern Pudel an der Leine, die Häuser strahlend weiß getünchte Sommerresidenzen mit MahagoniTüren, Messinggeländern an den Steintreppen; Trompetenbäume rahmen die schweren Haustore aus Gusseisen, um die sich blühender Hibiskus rankt. Die Reichen verbergen sich hinter Balkonen mit dunkel verglasten Brüstungen, baden an Privatstränden mit sauberem Sand. Die Sicherheitsdienste tragen freundliche Kapitäns-Uniformen und in den Hotellobbys trinkt man Campari Orange und Pisco Sour. Es ist eine heile Welt. Eine leuchtende Welt. Und das soll so bleiben. Denen in Ancón gefällt es gar nicht, dass ihnen Ventanilla im Nacken immer näher rückt.

2.6 Amigos de la Calle

In Lima spielen sie Fußball als wir kommen. Ihre T-Shirts und Hosen tragen das schmutzige Braun-Grau der Strasse. Es sind etwa 20 Straßenkinder, die diesen toten Seitenarm des Straßennetzes der Hauptstadt bewohnen. Taxis und Kleinbusse wischen lupend vorbei. Wäre die Häuserschlucht nicht, man könnte direkt auf die kolonialen Prachtbauten der Limeñer Altstadt blicken, auf weißen Marmor, goldene Turmuhren und kunstvoll geschnitzte Holzbalkone.

Sie schlafen unter Pappkartons und in geklauten Fahrradtaxi, dämmern in den Tag und inhalieren „Africano“, einen weißen Gummiklebstoff, den man für drei Soles in Dosen kaufen kann. Den füllen sie in Plastiktüten.

Stecken ihre Nasen rein. 90 Centavos, die reichen, „um dich in die Wolken zu schießen.“

Wer sie sind? Was sie denken oder fühlen? Sie leben immer nur eine Viertelstunde. Höchstens einen Tag. Länger als ein paar Minuten geht kein Wortwechsel, meist sinnloses Zeug aus ihrem durch Drogen abgeschotteten Inneren.

Herausfordernd stehen sie vor uns. Den Jungen im ausgewaschenen roten Polohemd nennen sie „Conejo“, das Kaninchen. Er ist 17 Jahre alt, seit sechs Jahren lebt er auf der Straße. „Conejo“ inhaliert Klebstoff und raucht Marihuana. Um zu überleben putzt er Autos oder raubt sie gleich aus. Zu seinen Eltern und seinen drei Brüdern hat „Conejo“ keinen Kontakt mehr.

Carlos ist 13. Auch er schnüffelt regelmäßig. Carlos lebt seit zwei Jahren auf den Straßen der Hauptstadt. Er schnorrt sich durch oder reinigt Autos.

Die kleine Rosalinda Manrique Alvarez nennen sie „Rosita“. In der 5. Klasse brach sie die Schule ab. Mit ihrer Mutter, ihrem Stiefvater, den Geschwistern, einem Onkel und ihrem Großvater lebte sie lange in einem Raum – insgesamt 11 Personen. Ihren ersten Geschlechtsverkehr hatte Rosita mit 14. Die 16-Jährige hat keine Kinder. Rosita leidet unter der Geschlechtskrankheit IST. Sie hat Kokain geschnupft und missbraucht Terokal. Rosita bettelt und schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch.

Christian Jonathan Soriano Huamanchumo. Die anderen rufen ihn „Ronco“, den Rauhen, den Schnarcher. Dort wo er herkommt nennen sie ihn dagegen „Muñeco“, die Puppe. Ronco wurde 1986 geboren. Auch Ronco lebte mit der ganzen Familie unter einem Dach – seine Mutter hatte einen neuen Mann. Mit 12 Jahren haute er ab auf die Straße. Auch Ronco ist abhängig von Africano. Er arbeitet, wenn er Arbeit findet, ansonsten lebt er von kleineren Diebstählen.

Conejo, Carlos, Rosita und Ronco wuchsen auf in den Jahren als der „Sendero Luminoso“ („Leuchtender Pfad“) das Land terrorisierte, sie wuchsen auf in der Diktatur des Präsidenten Fujimori. Heute in der Demokratie hat sich ihr Leben nicht verbessert.

„Du bist schwanger,“ sagt Isabel, 17. Sie legt ihre Hand auf meinen runden Bauch. Ihre Lider sind schwer vom Rausch. „Ich habe auch eine kleine Tochter. Drei ist sie. Bei meiner Mutter. Ich kann mich nicht um sie kümmern.“

Früher seien die Kids hier aus der Stadt gekommen, sagt Rolando Polleri, der Leiter des Straßenprojekts „Amigos de la Calle“. Heute kommen viele vom Land. Irgendwie haben sie sich hierher durchgeschlagen, in der Hoffnung, dass sie hier ihr Glück finden. Alle haben große Erwartungen im Gepäck, manche sogar Familienangehörige in der Hauptstadt. Doch die leben meist selbst im Elend. „Lima“ ist der Name des Traums vieler Peruaner

von einem besseren Leben und keiner der Glücksritter aus den Provinzen gibt seinen Verwandten gerne zu, dass er hier gescheitert ist. Geld für die Rückkehr haben die meisten Kinder keines. Sie klauen. Sie landen auf der Straße. Dort wo es keine Regeln gibt und allein das Gesetz des Stärkeren gilt.

Nur wenn sie in den Aufenthaltsraum der „Amigos“ kommen, dann halten sich die Straßenkinder an Regeln. Jeder der hier reinkommt muss sich duschen. Hier treffen sie Menschen, die ihnen zuhören, ihnen helfen und für sie da sind: Die Mitarbeiter des Projektes „Amigos de la Calle“ sind ausgebildete Psychologen und Sozialarbeiter. Die Kinder bekommen etwas zu essen. Einmal im Jahr macht die Gruppe einen Ausflug, ans Meer vielleicht.

„Hast du was Kleingeld“ fragt Conejo, dann landen pfeilschnell seine Hände in meinen geleerten Taschen. „Komm schon! Nur ein paar Soles!“. Das Wort für Geld dehnt er ganz lange aus, als läge sein ganzes Dilemma darin. „Piranhas“ nennen die Peruaner die Schwärme von Kinderdieben: Die Horden sind flink und schnell. „Was heißt Hure auf Deutsch?“ blitzt eine Frage auf. „Hure, Hure, Hure“ rennt Conejo mit der Antwort fort, als wäre sie eine Trophäe.

Oft umarmen sie dich, und man weiß nicht, ob es ein flüchtiger Moment der Zuneigung ist oder nur ein Spiel. Nach einer Stunde meint unser Begleiter Rolando: „Lasst uns weitergehen.“ Ihre eben noch heitere Stimmung schmiert über in Wut. Die Wirkung der Klebstoffe lässt nach. Eine Stunde sind wir mitgesurft auf einem der vielen Momente, aus denen sich ihre Tage zusammensetzen.

Nur wenige schaffen den Absprung.

3. Pucallpa

3.1 Eine Stadt wie ein Hafen

Wenn das Flugzeug die Wolken durchbricht, die sich regenschwer an den Osthang der Anden drängen, dann hat man das flirrende, hektische Lima weit hinter sich gelassen. Unter den Propellern erstreckt sich eine endlose Urwaldfläche, durchzogen von braunen Flussadern. Irgendwo in diesem grünen Meer taucht, fast winzig, das rote Schachbrett-Muster der 200.000-Einwohner-Stadt auf: Pucallpa.

In der Empfangshalle des Flughafens haben sich zwanzig barfüßige Kinder und Teenager aufgereiht, Ketten aus aufgezogenen Samen um die hellbraunen Hälse, Federschmuck im schwarzen Haar. Es ist nicht die Original-Kleidung der Shipibo-Indianer, die sie anhaben, sondern eine ver-

westlichte Version: Die Jungs tragen lederne Lendenschurze, die Mädchen bestickte Bikinis und knappe Bambusröckchen.

Sie singen ihr Willkommensständchen für einen bekannten Politiker aus der Hauptstadt – und erfüllen mit diesem Auftritt genau die sexistischen Vorstellungen, die dort über die „sinnenfrohen“ Menschen aus der „Selva“, dem Urwald, kursieren.

„Charapas“, Schildkröten, werden die Menschen aus dem Amazonas-Dschungel in Lima genannt. Die Frauen auch deshalb, weil sie, einmal auf den Rücken gelegt, sich gegen nichts mehr wehren sollen. Sexueller Missbrauch von Minderjährigen ist hier ein Alltagsdelikt. Manche würden sagen: Tradition. Die Urwaldmädchen, so heißt es, sind früher und leichter zu haben, und die Menschen hier sind sexuell aufgeschlossener als die aus anderen Landesteilen. Auch gleichgeschlechtlichen Partnerschaften gegenüber – anders als in Lima, sieht man hier auf den Straßen sogar homosexuelle Pärchen. Seit einigen Jahren sind auch Zeichen eines zunehmenden Sextourismus von der Küste hierher zu beobachten. Die Aidsprävalenzrate in der Bevölkerung hat in Ucayali fast karibische Züge angenommen. Sie liegt bei ca. 1 % und ist damit als generalisierte Epidemie einzustufen – eine Epidemie, die mit der sexuellen Freizügigkeit und der Arbeitsmigration ins ganze Land streuen könnte.

Doch noch verdient die Stadt Pucallpa ihr Geld vor allem mit dem Holz. Die Urwaldriesen, die im Staate Ucayali oft illegal und gegen den Willen der Bevölkerung gefällt werden, werden in Pucallpa verarbeitet und nach Lima transportiert. Der Bürgermeister ist selbst Holzunternehmer.

Der Fluss Ucayali, der sich später mit dem Marañon zum Amazonas vereint, bringt nicht nur Holz, Obst und Gemüse aus ganz Amazonien nach Pucallpa. Im Hafen landen auch Menschen – und bleiben. Wer jung ist und es zu etwas bringen will, der verlässt seine Dschungelgemeinde und zieht in die Provinzhauptstadt, später vielleicht auch nach Lima. Denn auf dem Land gibt es zwar fast immer genug zu essen, aber sonst zu wenig von allem. Die Landschulen genießen einen miserablen Ruf, Geld gibt es nicht zu verdienen, denn es fehlen Jobs und auch die Läden, in denen man es lassen könnte.

„Pucallpa ist der Hafen Amazoniens“, sagt die Soziologin Belen Arroniz, die hier in der Region Ucayali das GTZ-Projekt betreut. „Mit all den Problemen, die das mit sich bringt“.

Das Bevölkerungswachstum ist rasant. Die Arbeitslosigkeit hoch. Gut die Hälfte der Familien ist zerrüttet. Sie leben in der Kluft zwischen ihrer traditionellen ländlichen Kultur und den wuchernden Bedürfnissen einer nach Moderne strebenden Stadt.

3.2 Jugendarbeit in Pucallpa

„Es ist nicht so, dass die Jugendlichen hier nichts über Sex und Verhütung wissen“, referiert Belen Arroniz aus einer Studie unter fast 800 Schülerinnen und Schülern in Ucayali. „Aber das Wissen ist diffus, und es hapert an der Umsetzung.“

Fast alle Mädchen wissen zum Beispiel, dass sie schon beim ersten Mal Sex schwanger werden können. 70 Prozent glauben aber auch, dass man von Samenresten im Schwimmbad schwanger werden kann. 64 Prozent der Befragten haben beim ersten Mal kein Verhütungsmittel genommen, und ein Siebtel der Mädchen hatte seine Initiierung nicht freiwillig, sondern auf Druck des Partners hin. Ein Drittel der Mädchen aus Ucayali zwischen 15 und 19 Jahren sind bereits Mütter bzw. schwanger.

Die Hauptinformationsquelle in Sachen Sexualität ist für die meisten Mädchen die Mutter. Jungs erfahren das meiste über Lehrer und Freunde, gerade 16 Prozent werden durch ihren Vater aufgeklärt. Die „varones“ (Jungs) von Pucallpa erleben ihren ersten Geschlechtsverkehr im Schnitt mit 14 Jahren und damit früher als die Mädchen (15 Jahre).

In den ländlichen Dschungel-Gemeinden hat bereits über die Hälfte der Jugendlichen (55,8 Prozent) zwischen 15 und 17 Jahren Sex gehabt. 70,5 Prozent der Menschen in Ucayali leben in Armut.

Die GTZ will mithelfen, dass die Jugendlichen besser informiert und zugleich so stark gemacht werden, dass sie ihr Wissen, wenn es so weit ist, auch in die Tat umsetzen.

Mit verschulden Maßnahmen klappt das natürlich nicht. „Die Menschen hier leben, tanzen und feiern gerne“, sagt Arroniz. „Vor allem die Jugendlichen, wie überall. Das müssen wir bei unserer Arbeit berücksichtigen.“ Im CDJ von Yarinacocha, einer Nachbargemeinde von Pucallpa, wird zum Beispiel das zweijährige Bestehen mit einem Volleyballturnier gefeiert. Rund vierzig Jugendliche tummeln sich auf dem Feld vor dem großzügigen Bau, der neben dem „Hospital Amazonico“ steht. Zwanzig Jungs und Mädels sind von hier, zwanzig sind zu Gast vom CDJ „9 de Octubre“ in Pucallpa. Gemeinschaftsspiele mit zugebundenen Augen. Im Freizeitraum des CDJ scharen sich sechs Jungs um ein Tischfußballgerät, eine andere Gruppe tanzt. Tanzen, das ist für viele Kids in Peru die absolute Lieblingsbeschäftigung. Die Gruppen heißen „Axe Bahia“ oder „Porto seguro“ und tanzen im Fernsehen zu brasilianischer Trommelmusik mit Pop-Beat – die Bewegungen zu den Hits kopieren die Kids haargenau. Sie tanzen sie stundenlang nach, auch hier in Yarinacocha, wo der Gettoblaster hinter einem dicken Gitter weggeschlossen ist, aus Schutz vor Einbrüchen. Gute Tänzer werden bewundert. So wie Roger. Er ist mit seinen 19 Jahren der Älteste. Er erzählt:

„Ich tanze seit fünf Jahren. Traditionelle Tänze, Kriegstänze, aber am liebsten Tänze zu dieser Musik hier. Was mir daran gefällt ist der Kontakt zu anderen, die Musik, die Bewegung. Schon jetzt bin ich Tanzlehrer, zeige den Kids hier und an den Schulen, wie man das macht. Ich bin letztes Jahr hierher gekommen, durch Zufall und alleine. Von draußen habe ich Musik gehört, denn ich wohne in der Nähe. Wenn ich hier tanze, dann bin ich voll und ganz glücklich. Zuhause gibt es nur Probleme. Ich lebe mit meinen Brüdern und Eltern. Ich bin von zehn Kindern das siebte. Meine Mutter, die versteht mich. Der Rest nutzt mich nur aus. Sie erniedrigen mich. Mein Vater schlägt mich. Er ist Wachtmann, passt auf ein Geschäft auf. Er ist streng. Ich bin ihm nicht wichtig, glaube ich. Meine Familie will einfach nicht akzeptieren, dass ich tanzen will. Tanzen ist Quatsch, sagen sie. Die denken, wenn man tanzt, dann hat man garantiert was mit Drogen, Alkohol, Discos zu tun. Und außerdem kommen sie nicht damit zurecht, dass ich mehr auf Jungs stehe als auf Mädchen. Ich würde meine Freude so gerne mit meiner Familie teilen. Aber so ist das eben. Hier sind die Leute voll in Ordnung wenn ich über so was rede. Sie sind meine Freunde. Ich habe eine Ausbildung als Krankenpfleger angefangen. Mir fehlt noch ein Jahr, aber ich kann nicht weitermachen, das Geld reicht nicht. Ich glaube eines Tages kann ich vom Tanzen leben. Als Lehrer. In zehn Jahren habe ich eine Tanzschule und ein Lokal.“

Überrannt von Jugendlichen werden die CDJs von Jugendlichen wie Roger trotzdem nicht gerade. Vielleicht sind ihnen die Kurse, mit denen das Personal den Freizeitspaß spickt, dort immer noch zu sehr von oben herab, zu sehr verschult.

Die GTZ in Ucayali setzt deshalb auch darauf, Jugendgruppen zu stärken, die dann Gleichaltrige ansprechen sollen. Eine Gruppe etwa macht auf Stadtfesten Theateraufführungen, darin geht es auch um Liebe und Sex. Eine andere Gruppe veranstaltet die „Discosida“, „Aids-Disco“ – Musik lockt die Kids vor ein Zelt, und drinnen erklären ihnen Jugendliche in zehn Minuten anhand von selbstgemalten Plakaten, wie man sich vor Ansteckung schützt. Andere Schüler geben eine Zeitung heraus und haben sich im Gegenzug zur finanziellen Unterstützung dazu verpflichtet, bei jeder Ausgabe Gesundheitsthemen aufzugreifen.

„Wir müssen es schaffen, der Stadt klarzumachen, dass die Jugendlichen ihre eigenen Sorgen und Ansprüche haben“, sagt Belen. „Hier gibt es Jugendliche, die etwas bewegen, die Teil haben am Leben. Und die einen Anspruch darauf haben, dass ihre Wünsche berücksichtigt werden.“

Gemeinsam mit anderen Organisationen und dem Gesundheitsministerium will die GTZ das Konzept der „Municipios Saludables“ weiter voranbringen, der „Gesunden Gemeinden“ im umfassenden Sinne. Im Gerüst sieht das so

aus: Die Menschen, die an einem Ort leben, sollen nicht nur gesund sein in dem Sinne, dass sie von Krankheiten geheilt werden. Sie sollen erst gar nicht krank werden. Das soll durch bessere Lebensbedingungen geschehen. Dazu gehört nicht nur eine bessere Basisversorgung, sauberes Trinkwasser zum Beispiel. Es gehört auch nicht nur dazu, dass Krankheitsprävention betrieben wird, durch Impfungen etwa und durch Aufklärungsarbeit. Die Gemeinde soll auch ein Ort sein, in dem die Menschen psychisch gesund bleiben. Das bedeutet für die Jugendlichen, dass sie ihre Ängste und Wünsche nicht in sich hineinfressen, nicht wie seit jeher verschweigen, sondern sie zu formulieren lernen. Und dass sie als ebenbürtige Gesprächspartner anerkannt werden. Das ist eine Mammutaufgabe in einem Land, das streng hierarchisch funktioniert und in dem die Väter, die Chefs, die Politiker ihre Macht nur langsam an Frauen und Kinder abtreten.

3.3 Unterwegs mit Wilson

Wilson ist Geburtshelfer in Pucallpa. Er kommt aus Ayacucho. Das liegt in den Bergen, südöstlich von Lima. Und wenn in Peru über den Terrorismus des „Leuchtenden Pfades“ und über den des peruanischen Staates gesprochen wird, dann fällt sehr häufig der Name Ayacucho. In kaum einer Region des Landes hat der Bürgerkrieg so viele Menschenleben gefressen, so viele Dörfer, Felder und Zukunftsperspektiven zerstört, wie dort. Um Ayacucho herum wurde Coca angebaut. An solchen Orten geht es viel um Geld und Macht und wenig um das Leben der Menschen.

„Du hast hier keine Zukunft,“ haben Wilsons Eltern, einfache Bauern, zu ihrem Sohn gesagt, als er Ende der 80er Jahre die Schule beendete. „Geh fort und lerne was.“ Wilson hat gelernt. Er hat gerne gelernt, denn er ist ehrgeizig, das sieht man ihm an. Wenn man den 30-Jährigen privat trifft, trägt er fast immer ein gebügeltes Hemd und eine schwarze Weste. Er ist groß gewachsen, etwa 1,80 Meter, und wirkt noch größer, weil er auffallend aufrecht geht. Seine hohen Wangenknochen, seine hellbraune Haut, seine kurzen, glänzend schwarzen Haare sind Zeugen mestizischer Herkunft. Wilsons Augen schauen ernst, stolz, konzentriert.

Wilson hat sich zum Geburtshelfer ausbilden lassen. Er kam nach Pucallpa, als die Stadt boomte und Menschen aus ganz Peru anzog, viele auch aus Ayacucho, die hier Wurzeln schlugen. Sein Job ist wie alle staatlichen Jobs miserabel bezahlt, „aber immerhin krisensicher,“ sagt er, denn Geburten gab es hier immer schon genug. Zu viele, zu frühe, zu risikoreiche.

Drei Tage in der Woche arbeitet Wilson in einem der Gesundheitsposten des Bezirks „9 de Octubre“. Dort kommen schwangere Jugendliche in seine

Sprechstunde, zu Vorsorgeuntersuchungen. Der Gesundheitsposten hier bietet die einfachste Grundversorgung, mehr nicht. Das heißt: den Bauch abtasten, den Blutdruck messen, mit einem Stethoskop die Herztöne des Kindes abhören. Blut abnehmen, etwa um den Eisengehalt zu messen, tun sie hier nur selten, zu teuer ist die Messtechnik. Und von einem Ultraschallgerät, dass das Baby im Bauch zeigt, träumen sie nur. Das können sich nur die Privatärzte leisten für Patientinnen, die 50 Soles zahlen. Wer hierher kommt, zahlt, wenn überhaupt, höchstens drei, vier Soles.

Wenn ein Mädchen in diesem Bezirk ein Kind erwartet – Wilson weiß es genau. Immer wieder kommt es vor, dass eines zum Untersuchungstermin einfach nicht auftaucht. Dann steigt Wilson in eines der Motorradtaxi, die zu tausenden durch Pucallpa surren, ein Gewitter zwischen den Augen, und fährt zu ihr nach Hause. „Das hier ist schließlich kein Spiel,“ zischt er durch seine weißen Zähne, als wir über die rotmatschige Piste und durch tiefe Pfützen poltern. Gerade haben die Wolken wieder zehn Tonnen Regenwasser über der Stadt abgeladen.

Zehn Straßenquadrate, fünfzig Schlammschlaglöcher weiter haben wir die Steinhäuser hinter uns gelassen. Hier stehen, hinter Zäunen aus krummen Ästen, Buden aus Holz und Schilf. Adressen taugen am Rande von Pucallpa wenig: Keine Hütte trägt eine Hausnummer, und so muss sich Wilson bei den Nachbarn durchfragen, bis er Nuris Heim gefunden hat.

Hinter dem Gatter meldet sich mit müdem Knurren Rayos. „Blitz“ heißt der zerzauste Hund, doch seine tropische Trägheit straft seinen Namen Lügen.

Die Hütte hat nur ein Zimmer. Zwei schmale Betten sind nebeneinander in eine Ecke gerückt, darauf liegt eine breite Matratze, blank, ohne Bettzeug, ohne Laken, ein paar vergilbte Zeitungsblätter verdecken die Löcher. Es ist düster, denn der Raum hat nur ein Loch an der Seite, Fenster wäre zu viel gesagt.

Hinter der Hütte haben sie ein Blechfass halbiert, ein Loch reingebohrt und verbrennen darin, was sie kriegen können. Das ist die Küche, gerade ist Mittagszeit, im Blechtopf rührt die Mutter Bohnen.

„Was ist los, warum bist du gestern nicht zur Untersuchung gekommen?“, will Wilson von Nuri wissen. Das Mädchen mit dem er spricht, ist 14, seit sechs Monaten schwanger. Sie schaut Wilson nicht in die Augen. Sie sitzt einfach da, auf einem Hocker, regungslos, den Kopf gesenkt, die Schultern nach vorne gefallen, so als stünde sie immer noch unter Schock darüber, dass sie ein Kind erwartet. „...vergessen,“ murmelt sie so leise, dass man sie kaum versteht. Ob sie sich denn gar keine Sorgen mache, ob es dem Kind gut gehe? Sie schnauft nur und wendet den Kopf zur Seite. Sie hat eine

kleine Nase und kleine Brüste, wie ein Mädchen, das gerade zur Teenagerin wird. Nicht wie eine Frau, die zur Mutter wird.

„Was ist los mit dir?“ fragt Wilson. Er bohrt, bis Nuri ihre Geschichte erzählt. In ihrem Heimatort, einem Dorf auf halbem Weg nach Puno, lebte sie bei ihrem Vater. Eines Tages verliebte sie sich in einen Kerl, sechzehn war er. An einem Abend haben sie sich getroffen, miteinander gescherzt, geredet. Er hat es nicht ernst gemeint mit ihr. Als er erfuhr, dass sie schwanger war, sagte er: Nicht von mir. Er ging, und am nächsten Tag kannte er sie nicht mehr. Sie hat ihr Dorf verlassen, denn dort hätte ihr niemand geholfen, und kam nach Pucallpa, zu ihrer Mutter. Jetzt leben sie hier zu sechst. Die Mutter, deren neuer Mann, ein gestrandeter Onkel und ihre beiden kleinen Halbgeschwister, drei und fünf Jahre alt. Alle schlafen auf der einen, schäbigen Matratze.

„Weißt du, dass du gegen den Vater deines Kindes klagen kannst?“, fragt Wilson. „Man kann ihm seine Vaterschaft nachweisen. Er ist verantwortlich, er muss seine Verantwortung tragen.“ Bitter schaut sie ihn an: „Er hat doch sowieso kein Geld.“

„Gehst du noch zur Schule?“

„Jetzt gerade nicht.“

„Warum nicht?“

Schweigen.

„Pass auf, Mädchen. Du kannst jetzt denken: Es hat sowieso keinen Sinn, ich bekomme irgendwie mein Kind, vergesse die Schule, und hoffe, dass ich mich schon irgendwie durchs Leben schlage. Du kannst aber auch handeln. Ich will dass du morgen zu mir in die Sprechstunde kommst. Hörst du?“

Nuri nickt stumm.

„Señora“, ruft er der Mutter beim Rausgehen zu, „sagen Sie ihr, dass sie zur Sprechstunde kommen soll.“

„Wir leben im 21. Jahrhundert. Aber die Mädchen hier haben immer noch nicht gelernt, ‘Nein‘ zu sagen.“ sagt Wilson, als wir wieder ins Mototaxi klettern. Was der Mann sagt, wird gemacht, so funktioniert Machismo, immer noch. Oft können die Mädchen deshalb noch nicht einmal klar sagen, ob sie vergewaltigt wurden – sie haben sich schließlich nicht mal richtig zu wehren getraut.

In der Regenzeit saugt die tropische Sonne die Pfützen in einer halben Stunde leer. Als wir bei Lydia und Gerardo ankommen, knirscht schon der Staub zwischen unseren Zähnen. Gerardo ist 28 und damit elf Jahre älter als Lydia. Eigentlich ist er mit einer anderen Frau verheiratet. Aber als Lydia von ihm schwanger wurde, ein Mädchen mit lachenden schwarzen Augen und dunkelbraunem Pferdezopf, ist er mit ihr zusammengezogen. Dass sie schon ein dreijähriges Mädchen hat, stört ihn nicht. Er hat die Kleine ange-

nommen, stolz wiegt er das nackte Kind auf dem einen Arm. Den anderen hat er um Lydias volle Hüfte gelegt. Das Paar ist glücklich, das sieht man ihm an.

Vor zwei Monaten haben die beiden ganz am Rande von Pucallpa, an einem Weiher, in dem es nur so von Moskitolarven wimmelt und an dessen Rand sich Müllbeutel häufen, eine kleine Hütte gebaut. Die Parzelle, auf der sie steht, ist höchstens drei Meter breit und fünf Meter lang. Zwei magere Hühner flitzen darum herum.

Ihr Zuhause ist winzig, aber es ist ihr eigenes. Auch wenn es an allem fehlt. Auf dem Holzbett strecken sie sich zu dritt auf blanken Planken lang – ohne Matratze, die können sie sich nicht leisten. Der magere, vollbärtige Gerardo ist Tagelöhner. Die Schule hat er mit 14 verlassen. Von den zehn Soles, die er an den Tagen nach Hause bringt, an denen sie im Zementwerk Sackschlepper brauchen, können sie gerade so das Essen bezahlen und Brennmaterial kaufen. Strom haben sie noch nicht, wofür auch, sie haben noch nicht mal eine Lampe.

„Warum bist du nicht zur Untersuchung gekommen?“ fragt Wilson.

„Die Fahrt zum Gesundheitsposten kostet drei Soles. So viel haben wir nicht.“

„Ach was. Ihr müsst es euch irgendwie zusammensparen, einmal im Monat. Es ist wichtig.“

„Jaja. Aber Gerardo hat es nicht gern, wenn ich weggehe.“

„Wie?!“ fährt Wilson Gerardo an, „du lässt sie nicht gehen?“

„Ich arbeite, damit meine Frau zuhause bleiben kann.“

„Sie soll nicht arbeiten, sondern zur Untersuchung kommen!“

Im Gespräch stellt sich heraus, dass Gerardo sehr eifersüchtig ist. Manchmal verbietet er Lydia, weiter als bis zum nächsten Lebensmittelladen zu gehen. Sie darf nicht mehr zur Schule. Dass sie irgendwann ihren Abschluss macht, hat sie sich schon abgeschminkt. „Er sorgt ja für mich“, meint sie und streichelt Gerardo über den Unterarm.

„Und was ist, wenn er eines Tages abhaut? Dann stehst du da und hast nichts. Nicht mal ‘nen Schulabschluss. Wovon willst du dann leben?“

Das ist weit, weit weg. Ich frage Lydia, wie sie sich ihr Leben in zehn Jahren wünscht. Sie schaut, als würde sie nicht verstehen. „Wir leben hier so wie jetzt, vielleicht mit ein bisschen mehr Geld.“ Träume sind ein Luxus, den sich hier niemand gönnt. Oder ein Motor, den hier niemand hat.

„Gerardo, wenn dir wirklich was an ihr und eurem Kind liegt, dann schick sie gefälligst zur Untersuchung!“ Zum Abschied droht Wilson, so oft aufzutauchen, bis Lydia im Gesundheitsposten vorbeischaute.

„Sie sind einfach und sie sind bitterarm. Aber viele wollen auch nichts aus ihrem Leben machen,“ sagt Wilson auf der Heimfahrt. Die Armut – manchen dient sie auch als Ausrede.

„Ich will diesen Job nicht für immer machen. Ich will zurück in die Selva. Dort brauchen sie mich dringender.“ Wilson hat einen Traum. Er möchte einen mobilen Gesundheitsdienst aufbauen, für die Jugendlichen fernab in den entlegendsten Gebieten Amazoniens. Er hat Ideen, er hat motivierte Leute. Aber er hat noch kein Geld.

3.4 Am Fluss aus Milchkaffee

Der Rio Ucayali. Ein Fluss aus Milchkaffee, hunderte von Metern breit. Gerade hat einer den Zucker reingerührt und den Löffel rausgenommen. Tausend kleine Wirbel zerreißen die Oberfläche.

Ein Kilometer Matsch trennt den Anlegesteg vom Dorf. Die dunkelbraune, reiche Erde will unsere Turnschuhe verschlucken. Die der Einwohner von Santa Isabel hat sie schon gekriegt: Hier läuft jeder barfuss herum. Und jeder begrüßt uns mit einem warmen Lachen.

Jetzt sind sie auf dem Weg zu ihrer Chacra, ihrem Stückchen Land. Dort graben sie Yucca-Wurzeln aus und ernten Reis. Heute Nachmittag werden sie heimkehren, den Rücken gekrümmt vom Gewicht der Kochbananenstauden. Einige Männer und Burschen werden Fische aus dem Fluss gezogen haben. Dann kochen die Frauen, und in den feuchten Gässchen zwischen den Palmhütten duftet es nach brennendem Holz.

Doch bis dahin gehört das Dorf den vielen Kindern. Kichern, Lachen, Schäkern, Schreien an jeder Ecke. Eidechsen und Ferkel als Spielgefährten. Niemand passt auf die Kurzen auf – was soll auch passieren, mitten im Urwald?

Einen hellblauen Gesundheitsposten gibt es selbst hier draußen, zwei Stunden flussaufwärts von Pucallpa. Darin lebt und arbeitet die 28-jährige Adriana. Ein Jahr dauert ihr Einsatz hier noch. Sechs hat sie schon hinter sich.

Adriana hat sich zu einer Art landärztlichem Dienst verpflichtet, wie es ihn noch für den abgelegensten Winkel des Landes gibt. Sie ist verantwortlich für alle Gesundheitsbelange im ganzen Dorf und natürlich auch dafür, dass die Geburten reibungslos vonstatten gehen. Traditionell gingen die Frauen hier mit dem Mann und der Medizinfrau in den Dschungel, wenn die Wehen einsetzen. Ihre Kinder bekamen sie im Stehen, mit den Armen am Ast eines Baumes hängend. „Das ist längst vorbei,“ lächelt Adriana.

Laut einer Erhebung der staatlichen Behörden kamen zwar insgesamt in Peru im Jahr 2000 über die Hälfte (55,6 Prozent) der Neugeborenen in einer der öffentlichen Gesundheitseinrichtungen oder in Krankenhäusern zur Welt. In den ländlichen Gegenden wie im Dschungel oder den Anden wurden allerdings von 3.984 Geburten 75,1 Prozent in einer der dürftigen Unterkünfte geboren. Die Gründe für diese deutlichen Unterschiede sieht man in den Lebensumständen der ländlichen Bevölkerung: Die Wege zu den Gesundheitszentren sind meist weit, wenn überhaupt wie in Santa Isabel eine Station ansteuerbar ist.

Grundsätzlich verbietet die Regierung traditionelle Hausgeburten. Tatsächlich existiert aber kein Gesetz, das sie verbietet oder erlaubt. Die Aufklärungskampagnen der Regierung werden von der indigenen Bevölkerung mit Skepsis betrachtet. Viele fühlen sich in ihrer eigenen Kultur nicht be- und geachtet. Nicht ohne Grund: die Ignoranz der Kultur der Ureinwohner hat eine Tradition, die über die Jahre der von Lima aus geführten Diktaturen bis hin zur Kolonialisierung durch die Spanier zurückreicht.

Schwere Folgen hat dieses fehlende Vertrauen für Mädchen, die ungewollt schwanger sind und mit 'Hausmitteln' wie z. B. mit den spitzen Blättern der Yucca-Palma abtreiben wollen. 20 Prozent der Müttersterblichkeit beruht auf solchen unsicheren Abtreibungsversuchen fern jedes Krankenhauses.

Die 17-jährige Jennifer ist einer von Adrianas Schützlingen. Eine der wenigen Frauen, die neben Adriana heute im Dorf geblieben sind. Abwesend schaukelt sie in einer Hängematte mit ihrem Baby. Wir flüchten während eines kurzen Regenschauers unter ihr Dach. Ihre Tochter Luz ist das Kind einer Vergewaltigung. Jennifer wollte sich nur einen Abend amüsieren, tanzen gehen in Pucallpa. Sie hatte ihr ganzes Geld für die Fahrt im Motorboot ausgegeben. Im Hafen sprach sie ein Mann an. Er lud sie auf ein Glas ein. Sie ging mit und hat es bitter bereut. Luz heißt Licht auf Spanisch.

Eine ältere Frau mischt sich in das Gespräch ein: Sie habe zwei Kinder, die ideale Familiengröße. Nach ihrem letzten Kind hat sie sich sterilisieren lassen und sie ist froh darüber. So geht es nicht allen „Campesinas“ vom Land. Einige wurden bei den Sterilisierungskampagnen der Regierung Alberto Fujimoris, der Vorgängerregierung Alejandro Toledos, übers Ohr gehauen. 330.000 Frauen und 25.000 Männer, fast durchweg Indianer, wurden sterilisiert, häufig ohne ausreichende Beratung und medizinische Versorgung durch eben jenes Personal in den Gesundheitsposten und -zentren, zu denen sie jetzt kommen sollen.

In Ucayali bekommen die Frauen im Durchschnitt immer noch drei Kinder. In Lima und Callao sind es dagegen nur 1,63.

„Ich bin müde,“ sagt Adriana. „Ich will zurück in die Stadt. Ich will mich fortbilden. Ich will leben.“ Ihr zehnmonatiges Töchterchen ist bei ihr und ihrem Mann in Santa Isabel. Aber ihre große Tochter, die Siebenjährige, lebt in Pucallpa. Bei den Schwiegereltern.

4. Huánuco

4.1 Das Kreuz mit dem Wechsel

„Was uns hier in Peru bei unserer Arbeit am meisten zu schaffen macht,“ erklärt GTZ-Projektleiter Guillermo Diller, „ist die ständige Fluktuation des Personals im Gesundheitsministerium und in dessen dezentralen Verwaltungseinheiten“.

Weil die Regierung Toledo nicht sehr stabil ist, werden immer wieder Minister ausgewechselt. Sie versuchen, in ihrem Ressort ganz persönliche Vorstellungen, geprägt durch ihre Weltanschauung, durchzusetzen. Das gelingt ihnen umso besser, weil im Bereich Gesundheit die Regierungslinie, die Strategie fehlt. „Von einer Gesundheitspolitik zu sprechen, wäre zuviel gesagt“, fasst es bei einem Hintergrundgespräch der Vertreter einer politischen Stiftung aus Deutschland zusammen.

Die Personalfluktuation im Gesundheitssystem ist extrem hoch – umso höher, je höher die hierarchische Ebene ist. Zwei Wochen vor unserer Ankunft in Peru hat der vierte Gesundheitsminister dieser Regierungsperiode seinen Schreibtisch geräumt – und Gesundheitsministerin Nummer fünf zog ein. Mit ihr kamen neue Abteilungsleiter, und einige Gesundheitsdirektoren in den Regionen wurden ebenfalls ersetzt.

In kaum einem Ressort kristallisieren sich die weltanschaulichen Grundeinstellungen so klar heraus wie in der Gesundheit. Und nirgends prallen westlich-liberales und katholisch-konservativ Denken heftiger aufeinander als hier - besonders wenn es um den Umgang mit Sexualität in der Gesellschaft geht. Umstritten ist vor allem die Verhütungsfrage, das Vorgehen in Zusammenhang mit der HIV/Aids-Epidemie und nicht zuletzt die Abtreibungsfrage. Zwei der ehemaligen Gesundheitsminister, sollen Mitglieder der ultrakonservativ-katholischen Geheimbünde „Soldadicos“ und „Opus Dei“ gewesen sein, berichten uns der Stiftungsmann und Mitarbeiter der Gesundheitsdirektion Callao. Sexualität war für sie reine Familiensache und hatte im öffentlichen Raum und damit auch in der Politik nichts zu suchen. So torpedierte einer das Programm der staatlichen Geburtenkontrolle, drehte den Geldhahn zu für die kostenlose Verteilung von

Kondomen in Gesundheitsposten und verhinderte, dass Kondomautomaten flächendeckend in Diskotheken und Kneipen des Landes aufgestellt wurden.

Weil die Gesundheitspolitik nicht deutlich und langfristig artikuliert ist, kann es bei Ministerwechseln zu völlig unterschiedlichen politischen Neuformulierungen und Umsetzungsstrategien kommen. Projekte wie z.B. das der „Integralen Jugendgesundheit und HIV/Aids-Prävention,“ bei denen die genannten Themen bearbeitet werden, werden unter diesen Bedingungen besonders beargwöhnt. Das erfordert von Seiten der Berater eine hohe Anpassungsfähigkeit, entweder in Form einer Sensibilisierungs- oder in Form der Durchführungsarbeit.

Kein Zweifel, der ständige Ministerwechsel und die politische Unberechenbarkeit erschweren die Arbeit der Projekte. Oft wissen Amtsnachfolger wenig über die Projekte, die die GTZ und irgendein Amtsvorgänger vor Jahren gemeinsam ausgehandelt haben. Die Projektmitarbeiter müssen Amtsnachfolger über die Ziele, Arbeitsweisen und Aufbau der Projekte informieren. Das Wissen, was die Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit in Schulungen und Gesprächen vermitteln, wird dadurch ein flüchtiges Gut, das immer wieder von neuem vermittelt werden muss.

Mit der neuen Gesundheitsministerin kam auch ein neuer Gesundheitsdirektor in die Region Huánuco. Huánuco liegt am Osthang der Anden unweit großer Coca-Anbaugebiet und wirbt damit, die Stadt mit dem mildesten Klima weit und breit zu sein. Was die Werbebroschüren verschweigen: Huánuco gehört zu den ärmsten Städten Perus: Über 60 Prozent leben in Armut. 30 Prozent der Bevölkerung sind unter 20 Jahre alt.

Auf die Frage, was er für die Kinder und Jugendlichen in der Provinz Huánuco alles erreichen möchte, weicht der neue Gesundheitsdirektor aus. Das allergrößte Problem, findet Dr. William Arellano, ein ehemaliger Kinderarzt, ist die Unterernährung. „Wir sind froh, Organisationen wie die GTZ hier zu haben, die dazu beitragen, aus unseren jungen Leuten gute, verantwortungsvolle Bürger zu machen,“ sagt er. Aber das allein reiche nicht. „Wie soll sich eine Gesellschaft richtig entwickeln, wenn sich die Gehirne der Kinder nicht richtig entwickeln, weil sie nicht genug oder einseitig essen?“

Die Regierung in Lima setzt neuerdings auf Regionalisierung. Die Regionen sollen mehr Geld bekommen und nach ihren eigenen Bedürfnissen verteilen dürfen. Das findet der neue Gesundheitsdirektor grundsätzlich gut, denn so kriegt er mehr Entscheidungsbefugnis. Aber für das Hauptproblem, die Unter- und Fehlernährung, brauche es ein nationales Programm – das könne er nicht alleine lösen.

4.2 Situation an der Schule

Um ein Uhr mittags ist Schichtwechsel im Colegio Paucabamba. Dann stehen Hunderte von Kindern und Jugendlichen Schlange und warten darauf, dass sie reingelassen werden zum Unterricht. Die Morgen-Schüler gehen nach Hause.

Oft lohnt es sich für sie nicht zu kommen. Etwa ein Drittel des Pflicht-Unterrichts fällt in Peru aus. Die Lehrer sind so miserabel bezahlt, dass die meisten nebenher arbeiten gehen müssen, als Taxifahrer, als Verkäufer, als Schreiber. Sie sind zwar vom Staat als Ganztagskräfte eingestellt, doch viele kommen nur halbtags – es geht nicht anders.

Streiks gibt es jeden Monat. Die Gewerkschaften der Lehrer sind die stärksten im Land, zumindest was den Organisierungsgrad angeht. Ausrichten können sie wenig. Die Gehälter steigen seit Jahren nur im Promillebereich. Lehrer – ein Beruf mit wenig Ansehen und noch weniger Einkommen.

„Kommen Sie mit, ich möchte Ihnen was zeigen,“ sagt Carlos Rodriguez. Er führt mich in den Hof der Schule, den das zweigeschossige Gebäude wie ein U umschließt. Hinten rechts: Eine Baracke. Er stößt die Tür auf. Geröll am Boden, kleine Löcher in denen Wasser steht. Schimmel an der bröcklichen Decke, Risse in der Wand.

„In so was müssen wir unterrichten. Uns bleibt nichts anderes übrig, wir haben einfach zu viele Schüler.“ Beim Schulamt haben sie eine Renovierung beantragt, schon vor Jahren. Immer wieder hat der Rektor nachgefragt, zig Briefe hat er geschrieben, ständig haben sie ihn vertröstet. Dann, vor drei Monaten, fuhr eines Tages ein LKW in den Hof und lud zwanzig Säcke Zement ab. „Wir brauchen Handwerker, Bauarbeiter. Wir brauchen einen Bagger, Holz und Backsteine für die Wände und Putz und Farbe. Wir brauchen Geld, um das alles zu bezahlen. Aber was wir nicht brauchen sind zwanzig Säcke Zement nach dem Motto: Baut eure Schule doch selber!“

Ist sein Stolz falsch oder berechtigt? Wie viel kostenlose Mehrarbeit kann man von jemandem erwarten, den sein Beruf nicht über Wasser hält und der jeden Tag über vierzehn Stunden schuftet, um sich und seine Familie zu ernähren? Inzwischen hat Regen die Säcke aufgeweicht, das Betonpulver ist zu unbrauchbaren, harten Klumpen zusammengebacken. Die Klasse wird immer noch in der feuchten Baracke unterrichtet. Auch das Wasser für die Toiletten haben sie abgestellt.

In Schulen wie dieser, mit überlasteten Lehrern und überaltertem Unterrichtsmaterial verbringt ein Großteil der peruanischen Jugendlichen seine Schulzeit. Ein ganzes System, dem Verfall preisgegeben.

4.3 Die Kinder im Markt von Huánuco

Sie gehören zu denen, die erst nachmittags zur Schule gehen. Und zu denen, die vor Erschöpfung auf der Schulbank einschlafen, weil sie schon um eins einen harten Arbeitstag hinter sich haben.

Der Markt von Huánuco öffnet um sechs Uhr morgens. Einer wie tausende im Land. Stände voller Orangen, Melonen, Chirimoyas. In der Fleischstraße hängen Rinderhälften an Haken. In großen Säcken Dutzende verschiedene Kartoffelsorten. Über den grauen Steinboden läuft das Putzwasser, Hunde suchen nach Knochen.

Christian, 13, und Denis, 12, sind gerade mal so groß wie die Handkarren, mit denen sie ab vier Uhr in der Früh zentnerschwere Maissäcke schieben. Wenn sie damit fertig sind, beginnen sie um Kundinnen zu buhlen, denen sie die Einkäufe hinterher schieben dürfen.

Läge nicht der Geruch von Fisch und Fleisch in der Luft, das Mädchen das sich an die blassgelbe Wand drückt könnte auch eine der „Prostitutas“ sein, die für ein paar Soles ihre Körper verkaufen. Angelica ist 15 und hat sich in eine enge Jeans gezwängt, die trompetenförmigen Ärmel ihres gelben Oberteils fließen wie Engelshaar die Arme herab. Angelica ist Brotverkäuferin. Vor ihr steht ein großer Bastkorb, darin liegen Teigspezialitäten. Ihre Schwester Lisbeth ist vier Jahre jünger. Sie verkauft Plastiktüten an die Markthändler.

Ihre Pausen verbringen die 60 arbeitenden Kinder von Huánuco in einem Seitenraum des Marktes. Dort versuchen ihnen Mitarbeiter der staatlichen Hilfsorganisation INABIF ein bisschen Kindheit und Jugend zu schenken. Sie bieten Spiele an, Getränke und eine Leseecke. Sie reden mit den Kindern, fragen, wie es ihnen geht und ihren Eltern und Geschwistern. Sie laden andere Organisationen ein, die Vorträge halten und „Charlas“, Plauderstunden, rund um die Themen Ernährung, Gesundheit, Familie, Sexualität. Und sie achten darauf, dass die Kinder trotz des Schuftens ihre Hausaufgaben machen. Sonst täte das niemand.

Auch wenn sie Kinderarbeit verurteilen: Davon abhalten können und wollen sie sie nicht. Es hätte keinen Sinn. Denn in Huánuco gibt es so wenig Arbeit, die so schlecht bezahlt ist, dass ihre Eltern, die bitterärmsten unter allen, niemals genug verdienen würden, um davon zu überleben.

Die Markthändler und Kunden nutzen die Kinderarbeiter aus. Oder lassen sie sie nur leben und treten ihnen ein paar von ihren Soles ab, für eine Arbeit, die sie eigentlich selber machen könnten?

Die Wurzeln der Kinderarbeit sind so tief und so gewaltig – die Mitarbeiter von INABIF können das Problem nur lindern, nicht lösen. Es geht darum, dass die Kinder wenigstens nicht von dem Gewicht erdrückt werden, das

auf ihren schmalen Schultern lastet. Von der unglaublichen Verantwortung, schon mit 8 oder 12 verantwortlich dafür zu sein, dass die Familie etwas zu essen hat.

5. Puno

5.1 Traditionen der Anden

Puno nennt sich „Die Folklorehauptstadt Perus“. 3.800 Meter über Null legt man Wert auf Traditionen, auch, aber nicht nur den Touristen zuliebe, die auf jeden Fall nach Puno kommen, wenn sie den höchsten schiffbaren See der Welt sehen wollen: Den Titicaca-See. Wie die mediterrane See erstreckt sich sein weites Blau, das den nahen Himmel spiegelt. Die Luft ist trocken und dünn und sie wirft die Gesichter des Hochplateaus schon früh in Falten.

Was es bedeuten kann, dass die Menschen hier in ihren Traditionen verwurzelt sind, das erleben wir auf einem Sonntagsausflug in den kleinen Ort Juli. Eigentlich dauert die Fahrt dorthin eineinhalb Busstunden am Ufer des Sees entlang in Richtung Bolivien. Doch der Busfahrer hält nach einer Dreiviertelstunde unter lautem Gemurre der Fahrgäste den Wagen vor fünf auf der Straße liegenden Steinen an. „Baja, Baja“ ruft er gelassen. Aussteigen. Endstation. Einen halben Kilometer vor dem Ortseingang der Kleinstadt Ilave. In Ilave herrscht „Paro“, Streik. Kein Verkehr von Handelswaren und Autos wird durchgelassen.

Ilave liegt im Gebiet der Aymara-Indianer, denen man in Lima Starrköpfigkeit vorwirft, wenn sie sich nicht an die Anweisungen aus der Hauptstadt halten. Die Aymara in Ilave wollen nicht akzeptieren, dass ihr Bürgermeister ihre Steuerzahlungen in die eigene Geldbörse umleitet. Deswegen streiken sie, gehen auf die Straße und blockieren die Zufahrtswege in die Provinzhauptstadt Puno. Bis der Bürgermeister geht.

Deshalb verlassen wir gemeinsam mit den anderen Fahrgästen den Bus, um den Ort zu Fuß zu durchqueren. Etwa drei Häuserblöcke weiter, auf der anderen Seite der Stadt, hinter einer Brücke sollen wieder Busse zur Weiterfahrt stehen.

Wir laufen vorbei an müden Streikposten, die uns ab und an ein „Hola Gringos!“ zurufen. Manche freundlich, manche weniger freundlich, manche betrunken. Die wenigen Steine steigern sich zu Haufen und schließlich ausgewachsenen Straßenblockaden. Überall stehen kleine Gruppen versammelt, die wütend den Verrat ihres Bürgermeisters diskutieren.

Die „drei Häuserblöcke“ ziehen sich weit die Landstrasse entlang, über die ein Strom von hunderten gezwungenen Fußgängern geht. Beladen mit schwerem Gepäck ertragen die meisten schweigend ihr Schicksal. Auf dem Hauptplatz von Ilave passieren wir eine zerstreute Demonstration. Aschehaufen verbrannten Mülls zeugen von den Lagern der letzten zehn Nächte der Streikenden. Nach einer Dreiviertelstunde Fußmarsch übersteigen wir die letzte Straßensperre. Es ist die größte.

Fünf Männer haben eine ältere Frau eingekreist. Sie schubsen sie. Das was sie in ihrem Rückentuch schleppt, halten die Streikposten für Handelsware. Sie lässt sich nicht einschüchtern, zetert, wehrt sich. Es nützt nichts. Die Männer nehmen ihr das Tuch ab und scheuchen sie fort.

Wir sind froh, von weitem schon die Rufe der wartenden Busfahrer zu hören: „Juli, Juli!“

Der Bürgermeister wollte seinen Posten nicht räumen. Korruption ist für viele ein Kavaliersdelikt, und die wenigen Monate ihrer Amtszeit werden von einigen genutzt, um sich ihre finanzielle Zukunft zu sichern. Die Aymara konnten nicht verstehen, dass die Regierung ihr Anliegen, den Bürgermeister abzusetzen nicht unterstützte. Die Gemeinschaft hatte doch entschieden, dass er gehen musste. Das war Konsens. Peru ist noch immer ein zentralistisch regiertes Land und Lima weit weg von Ilave. Nur wenige in der Hauptstadt interessieren sich dafür, wie die Menschen hier Demokratie verstehen.

Zwei Wochen nach unserem Besuch wurde der Bürgermeister von den Bürgern gelyncht.

5.2 Die Händlerkinder von Juliaca

Manchmal sind gute Verbindungen wichtiger als Gesetze. Der Gesundheitsdirektor der Region Puno ist ein runder Mann. Er begrüßt mich mit der Frage: „Schauen Sie auch so gerne Telenovelas?“ und zeigt mit der Fernbedienung auf das Fernsehgerät in der Ecke. Dort fleht gerade eine Frau ihre große Liebe an, sie nicht zu verlassen. Nicht immer kommt es auf die Fachkenntnis der Verantwortlichen an. Manchmal reicht es, wenn sie die Leute in den Projekten vor Ort in Ruhe arbeiten lassen.

Zwei Jugendliche nehmen sich allein in den ersten beiden Aprilwochen des Jahres 2004 in Juliaca das Leben. Im Jahr 2003 waren es an die 30.

Wir treffen Yonny im Hinterzimmer des CDJs von Juliaca. „Er kam zu uns in letzter Minute,“ sagt die Leiterin des Jugendzentrums über den 16-Jährigen.

Juliaca ist die Zwillingstadt von Puno. Ein gewaltiges Handelszentrum für die ganze Region. Fast jeder hier verkauft irgendwas. Hierher kommen die Menschen aus den entlegendsten Andendörfern, um ihre Produkte anzubieten und einzutauschen gegen das, was sie nicht anbauen können. Mais gegen Fisch. Kartoffeln gegen Reis. Ein Ort, an dem alles in Bewegung scheint. Im Stadtzentrum reiht sich ein Stand an den nächsten. In der einen Straße die Betten, in der nächsten die Stühle. Elektrik, Obst, Medizin, Autoteile. Es gibt sogar eine Straße, in der die Zukunft verkauft wird. Dort sitzen die Wahrsagerinnen. Von Juliaca aus ziehen die Händler los zu den kleineren Märkten in den Dörfern, um zu verkaufen, was es dort nicht gibt.

Die Geschichte von Yonnys Familie ist eine dieser typischen peruianischen Migrationsgeschichten. Seine Eltern sind Aymara, Indianer aus dem hochandinen Gebiet an der Grenze zu Bolivien. Als sie noch jung waren, sind sie von den Bergen in den Dschungel hinab gezogen. Dort gab es Arbeit und ein Stück Land, eine „chacra“. Sie hätten bleiben wollen, als die Kinder kamen, denn das Leben war gut, besser zumindest als oben in den derben Bergen. Doch dann kam der Terrorismus. Immer wieder wurde das Dorf angegriffen. Viele Nachbarn starben. Eines Tages hielten sie es nicht mehr aus und kehrten zurück auf den Altiplano, die Hochebene. Sie kamen bis nach Juliaca. Dort blieben sie hängen, bis heute.

Yonnys Vater ist LKW-Fahrer. Yonny sieht ihn nur alle drei Wochen. Tag für Tag fährt er Waren quer durchs Land, hinab in die entlegensten Dschungelgebiete. Yonnys Mutter verkauft Fahrräder und Zubehör in der Stadt. Manchmal fährt sie auch tagelang in die weit entfernte Stadt Tacna, wenn dort Markt ist. Dann bleiben Yonny, seine 9-jährige Schwester und sein 10-jähriger Bruder auch nachts alleine zu Hause. Nicht nur tagsüber, wie sonst.

Yonny steht jeden Morgen um vier Uhr auf. Die ersten eineinhalb Stunden am Tag sind die einzigen, die ihm alleine gehören. Er geht eine Stunde laufen. Um halb sechs kehrt er zurück. Zum Frühstück gibt es Suppe. Von sieben bis zwölf geht er zur Schule. Geschichte ist sein Lieblingsfach, besonders die Geschichte der Inkas. Er würde gerne mehr lernen, aber die Lehrer streiken häufig, und die Bibliothek ist schlecht ausgestattet – eigene Schulbücher kann sich die Familie nicht leisten.

Wenn Yonny um Zwölf heimkehrt von der Schule, dann kocht er für sich und seine Geschwister. „Papas a la Huancaína“, Kartoffeln mit Käsesoße, oder „Esra“, Quinoa-Getreide mit Milch. Eine Portion bringt er seiner Mutter mit. Die kann ihren Stand auf dem Markt nicht verlassen, die Ware wäre sofort geklaut. Nachmittags hilft er ihr dort oft. Nebenher versucht er, seine Hausaufgaben zu machen. Abends um acht kommt die Familie zurück.

Comerciantes, Händler wie seine Mutter verdienen nicht genug, fin-

det Yonny. Ganz Juliaca ist ein einziger Wettbewerb, es gibt viel zu viel Konkurrenz. So richtig reicht das Einkommen für keinen.

Yonny findet das Leben hier furchtbar. Deshalb will er lernen, die Schule abschließen mit guten Noten. Eines Tages will er weg aus Juliaca, zum Militär, eine Ausbildung machen zum Offizier. Am besten bei der Marine. Rausfahren aufs Meer. Wie die Arbeit eines Soldaten aussieht – er hat keine Vorstellung. Aber sie bedeutet Ansehen und Auskommen. Yonny hat Verwandte in Lima. Er meint, die könnten ihm helfen. „Lima“, der Traum vom besseren Leben.

„Ich verachte meinen Vater,“ sagt Yonny. Er ist nie da, und wenn er da ist, dann trinkt er und streitet und schlägt die Mutter und die Geschwister. „Mich schlägt er nicht mehr,“ sagt er. „Wir brauchen ihn nicht.“

Vor einem Jahr hat sich Yonny an der Schule in ein Mädchen verliebt. Er dachte, sie sei die ganz große Liebe. Doch ihr war es nicht ernst, sie verließ ihn schon nach wenigen Wochen und Yonny zerriss es das Herz. Er hörte auf zu essen. Er wurde immer dünner und immer stiller. Dann beschloss er, sich das Leben nehmen. Er malte sich aus, wie er sich vor einen LKW werfen würde. Oder eine Packung Schlaftabletten schlucken.

Ein Schulkamerad bemerkte, dass es Yonny nicht gut ging. Er sprach ihn an und lud ihn ein, ins CDJ zu kommen. „Das war meine Rettung,“ sagt Yonny. „Endlich habe ich Menschen gefunden, mit denen ich über alles sprechen konnte.“ Hätte er sich nicht seinen Eltern anvertrauen können? Yonny schüttelt den Kopf. „Über so was redet man nicht mit seinen Eltern.“

„Hier in der Region sind viele Jugendliche vollkommen alleingelassen mit ihren Problemen,“ beschreibt die Ärztin Ana Moreno, die in Puno für die GTZ arbeitet, den Hintergrund. „Sie haben niemanden, denn in den Familien gibt es keine Gesprächskultur und kein Vertrauen.“

Über Liebe und Sex wird in den Familien nicht gesprochen. Sexualität gehört in der andinen Vorstellungswelt nicht in die Jugend. Erst als Erwachsener hat man Geschlechtsverkehr. Den Jugendlichen wird ein eigenes Sexualleben nicht zugestanden – obwohl die Jugendlichen hier durchschnittlich mit sechzehn zum ersten Mal Geschlechtsverkehr haben. In den Familien wird geschwiegen, verheimlicht, in sich hineingefressen, als ob nichts passieren würde, wenn man darüber nicht spricht.

Weil sie sich wie Yonny häufig um ihre Geschwister kümmern oder nach der Schule arbeiten müssen, haben viele Jugendliche auch keine Zeit, um Freundschaften zu Gleichaltrigen aufzubauen, bei denen sie sich aussprechen können. „Viele leben in einer unvorstellbaren Einsamkeit,“ sagt Moreno, besonders die Jungs, weil sie keine Schwächen zeigen dürfen. „Sie trifft die Abwesenheit und Sprachlosigkeit der Väter besonders hart.“

Die einen wählen den Weg in den Freitod. Nirgendwo in Peru ist die Zahl

der jugendlichen Selbstmörder so hoch wie in Juliaca, im Verhältnis zur Bevölkerungszahl. Die anderen kehren ihren Familien den Rücken zu und schließen sich zu Banden zusammen. In denen betrinken sie sich mit billiger Chicha, Maisbier, oder Branntwein, den sie mit Limonade mischen. Wenn der Alkoholpegel hoch genug ist, dann ziehen sie los und prügeln sich mit anderen Banden. Oder mit den betrunkenen Erwachsenen, von denen es hier viele gibt.

Die „Pandillaje“, das Bandentum, nimmt hier in der Gegend stark zu, sagt die Leiterin des CDJ.

Die Mitarbeiter des CDJ würden gerne viel mehr Jugendlichen wie Yonny helfen. Nur 20, 30 kommen hierher, um zusammensitzen, zu tanzen, Freunde kennen zu lernen. Um darüber zu reden, wie man mit Problemen umgeht und mit den eigenen Bedürfnissen. Wie man sich verhalten kann, wenn man sich unglücklich verliebt hat. Wie man verhütet, wie man eine Familie plant. Und was Alkohol mit einem anstellen kann.

Doch viele wissen nichts von diesem Angebot. Für die Stadtverwaltung wäre es einfach, das CDJ zu propagieren, in den Schulen, auf Festen, bei öffentlichen Bekanntmachungen. Sie könnte das CDJ mit den anderen Multiplikatoren, den Jugendvereinen, den Nichtregierungsorganisationen vernetzen, indem sie sie an einem Tisch holt. Doch in Juliaca setzt man andere Schwerpunkte. Der Bürgermeister sieht das Problem bei den Erwachsenen. Geld fließt in die Bekämpfung von Alkoholismus und von Gewalt, weniger in die Prävention und zu den Jugendeinrichtungen.

Kinder haben in Juliaca keine Lobby.

5.3 Menschenrecht Gesundheit

Dunkel muss es sein, sicher und behütet. Die Großmutter verhängt die Fenster. Weder der kalttrockene Wind noch die brennende Sonne finden den Weg ins Haus. Jemand macht Feuer aus Holz und getrocknetem Mist. Die Geborgenheit einer Höhle.

Jetzt darf die Schwangere nicht mehr allein sein. Die Wehen haben eingesetzt. Die ganze Familie versammelt sich. Der Ehemann, die Schwestern, die Kinder, die werdende Großmutter, die Hebamme, alle im Kreis um die Frau, die auf Kissen und Decken am Boden gebettet liegt. Streicheln. Beten. Ein Opfer für den Apu, den Berggott der Gemeinde. Bei der Geburt helfen der Ehemann und die Hebamme, die anderen gehen raus. Ist das Kind da, kommen alle wieder in den Raum.

Die Tage nach der Geburt ist die Mutter niemals alleine. Sie darf kein Salz zu sich nehmen, sonst würde sie an ihrer inneren Wunde verbrennen.

Sie verlässt das Haus unter keinen Umständen. Zu gefährlich wäre das jetzt, denn ihr Körper ist geschwächt und den Naturkräften schutzlos ausgeliefert – die nagen ständig am menschlichen Gleichgewicht von Kalt und Warm. Auch das Wasser, deshalb darf sie sich nicht waschen.

Nach acht Tagen das Reinigungsritual: Der Körper der Mutter wird mit Kräutern und Wasser eingerieben, dann dick eingewickelt. So bleibt sie eine Nacht. „Danach fühlst du dich leicht und stark wie ein Vogel“, sagt Luz Estrada. „So stark, dass du wieder hinaus darfst in die Welt“.

Wenn Luz erzählt, wie eine Hausgeburt in der Quechua-Tradition abläuft, dann versteht man plötzlich, wieso es für den peruanischen Staat so schwierig ist, die Frauen aus der Region Puno an seine Gesundheitsdienste zu binden. Gehen sie für eine Geburt ins Krankenhaus, dann bekommen manche einen regelrechten Kulturschock, weil sie gegen alles verstoßen müssen, was ihre Tradition von ihnen verlangt. Hier das verdunkelte Zimmer, dort der neonerleuchtete Raum. Hier Wärme und verschlossene Türen, dort Kühle im Kreißaal. Hier der intimste Familienkreis, dort fremde Hebammen und Ärzte. Hier acht Tage Schutz vor den Elementen, dort Duschen nach getaner Arbeit.

Luz Estrada hat in den 70er Jahren in Lima Soziologie studiert. Erst spät hat sie gelernt stolz zu sein auf ihre indianische Herkunft. Ihre Haut ist dunkel, ihre Haare haben einen modischen Kurzhaarschnitt. Sie trägt eine Trainingshose und einen geringelten Wollpulli. Sie ist Mitglied der feministischen Organisation „Manuela Ramos“ und vor zehn Jahren zurückgekehrt nach Puno.

Seit fünf Jahren bildet „Manuela Ramos“ Frauen aus entlegenen Andengemeinden zu „Promotoras de Salud“ aus, Promoterinnen, die mithelfen sollen, die Gesundheitssituation in ihren extrem armen Dörfern zu verbessern und ein Bewusstsein für die Gesundheit zu schaffen.

„Wir versuchen eine Brücke zu schlagen zwischen den Frauen und dem Ministerium“, erklärt Luz das Ziel von „Manuela Ramos“, „aber oft widersprechen wir dem Ministerium, weil wir glauben, dass die Menschen nicht nur ein Recht auf Gesundheit haben, sondern auch ein Recht auf eigene Traditionen“.

Die Mitarbeiter von „Manuela Ramos“ sprechen alle Quechua, ganz anders als der staatliche Gesundheitsdienst, der rein spanischsprachig funktioniert. Zuerst gehen sie in die Dörfer. Die bestimmen dann als Gemeinschaft, wen sie zu den monatlichen Treffen schicken wollen. Damit haben die Frauen auch eine gewisse Autorität, wenn sie mit ihrem Wissen zurückkehren.

Drei Dutzend Frauen versammeln sich dann an Morgenden wie diesen in Räumen wie diesem blassgrünen Gemeindehaus von Santa Rosa. Sie sitzen im Halbkreis auf Holzbänken und blanken Bodendielen. Manche

haben fünfstündige Fußmärsche hinter sich. Andere, wie die 40-jährige Maria Secondina Arrondiquis aus Picchu, sind eine Stunde lang auf der Panamericana auf der Ladefläche eines Trucks unterwegs gewesen. Einige haben im Rückentuch ihre „Huahuas“ mitgebracht, ihre Babys. Die turnen nun quer durch den Raum. Quengeln oder Schreien hört man sie nie, schon sie strahlen die stille Zurückhaltung der Menschen hier aus. Die Frauen kichern und tuscheln, erzählen sich das Neuste aus ihren Gemeinden. Sie haben ihre besten Jacken, Röcke und Hüte angezogen. Wegen der Kälte tragen sie dicke Wollstulpen. Die Schulung ist für alle ein besonderer Tag.

Heute allerdings steht der Alltag auf dem Programm der „Manuelas“. Die Frauen sollen auf großen Tafeln aufschreiben, wie sie ihren Tag verbringen und wie das im Vergleich dazu ihre Männer tun. Viele sind erstaunt, als sie merken, wie viel mehr sie als Frauen arbeiten. Dass sie zum Beispiel oft aufstehen, während die Männer noch im Bett liegen, und erst ins Bett gehen, wenn die Familie schon schläft. Dass sie das Feld beackern, die Kinder bekochen, die Alpacas, Schafe, Kühe pflegen, die Wäsche wringen, während ihre Männer den ganzen Tag in die Stadt verschwinden, zum Handeln und Verkaufen.

„Selbstdiagnose“ nennt Luz Estrada diese Methode, bei der die Frauen gemeinsam feststellen: Wie leben wir? Welche Beziehungen herrschen in der Familie? Was ist uns wichtig? Wo sehen wir Probleme und wie gehen wir bisher damit um? Und dann, in einem zweiten Schritt, wird in der Gruppe erörtert, was getan werden kann, zum Beispiel um nicht noch mehr Kinder zu bekommen. Dann geben die „Manuelas“ jenes westliche Gesundheitswissen an die Frauen weiter, das die eigene Kultur ergänzen, bereichern soll, aber nicht verdrängen.

„Es ist immer eine Gratwanderung,“ erklärt Estrada. „Wir Quechua sehen zum Beispiel den Körper als Einheit. Deshalb muss man sehr vorsichtig sein, wenn man ihn zerteilt, wie es die westliche Medizin tut. Eine isolierte „Vagina“ gibt es in der Quechua-Welt nicht.“

Maria Arrondiquis ist eine kleine Frau mit schmalen Schultern und vielen Fältchen um die Augen. Sie ist eine der wenigen, die gestern gemeinsam mit ihrem Mann auf dem Acker gestanden und die Kinder versorgt hat. Sie sitzt auf der Erde, ein Bein so angewinkelt, dass es unter ihrem bordeauxroten Volantrock verschwunden ist. Sie strahlt Bescheidenheit aus, fast Schüchternheit. Nur ein Funkeln in ihren Augen verrät, dass sie auch eine Kämpferin sein kann.

Es vermeidet Konflikte, wenn sich Mann und Frau die Arbeit teilen, meint Maria. Genauso wie die richtige Zeitplanung, das habe sie für sich gelernt. Fünf Kinder hat Maria. Der älteste Sohn ist 20 und studiert in Lima. Ein anderer und eine Tochter gehen in Puno aufs Colegio. Die beiden Kleinen

besuchen die Schule im Dorf. Der sechste ist gestorben, er war nur wenige Monate alt. „Ich habe ihn nicht richtig behandelt,“ sagt sie. Mehr möchte sie dazu nicht sagen.

Vielleicht liegt in diesem Geheimnis die Antwort darauf, warum Maria so eine überzeugte Promotora geworden ist. „Wenn wir unseren Körper kennen, können wir auch lernen, gesund zu leben,“ findet die Frau, deren geflochtene Zöpfe über dem Rücken pendeln. „Als wir am Anfang mit unserem Wissen in die Dörfer zurückkehrten, da haben uns vor allem die Männer beschimpft: ‘Über so was redet man doch nicht’. Sie hatten Angst. Aber auch wenn sie es ihren Männern nicht offen sagen: Die Frauen im Dorf wollen all das wissen - wie der Körper funktioniert, wie man darauf aufpasst. Wir haben Kräuter, die nehmen wir, damit wir keine Babys bekommen. Aber es gibt noch viel bessere Verhütungsmittel. Die zu kennen und zu benutzen, das müssen die Frauen lernen!“

Die Männer in den Dörfern, sagt Maria, sind oft Machos. Sie wollen alles bestimmen. Oft schlagen sie die Frauen und zwingen sie: Du musst Kinder haben. Die Gewalt darf aber eine bestimmte Grenze nicht überschreiten. Dann schiebt die Gemeinschaft einen Riegel vor, eine brutale Gruppenjustiz kommt zum Zug: „In unserer Gemeinde hat ein Mann immer und immer wieder seine Frau geschlagen. Immer wieder haben wir mit ihm geredet. Männer wie Frauen. Der Polizei hat er gesagt, er bessere sich. Die hat nichts getan, er auch nicht. Vor einem Jahr dann haben wir beschlossen, ihn zu bestrafen. Alle Frauen haben ihn geschlagen, bis er nicht mehr gehen konnte.“

So etwas ist allerdings nicht das Ergebnis feministischer Bemühungen, sondern das der althergebrachten andinen „Konsens-Demokratie“.

Trotzdem sagt Maria: „Vieles ist besser geworden. Die Schulungen haben uns stark gemacht. Früher hatten wir Angst, zum Centro de Salud in die Stadt zu gehen. Jetzt haben wir einen Gesundheitsposten in Picchu, und wir gehen hin. Früher hatten wir Angst zu reden. Jetzt reden wir und nehmen unsere Aufgabe sehr ernst.“

Sie selbst ist das beste Beispiel. Maria ist eine der ersten weiblichen Regidoras in der Region. Eine Bürgermeisterin.

6. Zurück in Lima

Am Flughafen von Lima. Wir verlassen Peru, beeindruckt von der Tatkraft Einzelner, erschlagen von der Gewaltigkeit der Armut.

Wenn sich Politiker und Wirtschaft ihrer Verantwortung stellen, wenn sie dabei kontrolliert werden, wenn jeder Einzelne sein Schicksal in die Hand nimmt und sich nicht einfach dem hingibt, was von oben herab bestimmt wird, wenn die reichen Länder Peru nicht vergessen, dann können Ariana, Nuri, Yonny und die anderen von einem besseren Leben träumen. Vielleicht.

Ob sie trotz aller Widrigkeiten im Land daran glaube, die Situation der Jugendlichen verbessern zu können, haben wir Belén Arroniz gefragt, die GTZ-Koodinatorin von Pucallpa. Sie antwortete: „Wenn wir nicht daran glauben würden, würden wir hier nicht arbeiten.“

Die Autorin reiste mit ihrem Mann Oliver Hohengarten durch Peru und brachte zweieinhalb Monate nach ihrer Rückkehr einen Sohn zur Welt.